

## Felix Mendelssohn Bartholdy

Von Christine Lemke-Matwey

### 12. Folge

Ein Glücksfall: Leipzig und sein Gewandhaus

Leipzig und Mendelssohn, Mendelssohn und Leipzig – das fühlt sich an wie Schubert und Wien oder Wagner und Bayreuth. Oder auch, und das ist bestimmt kein historischer Zufall, wie Bach und Leipzig. Ein Synonym, *eine* Marke. Das Entstehen einer Künstlerpersönlichkeit für eine Stadt, einer Stadt für eine Künstlerpersönlichkeit. Von 1835 bis 1841 ist Felix Mendelssohn Bartholdy fest bestallter Leipziger Gewandhauskapellmeister, 1843 ernennt man ihn überdies zum Direktor des neu gegründeten Konservatoriums, und sein letztes Konzert dirigiert er im Gewandhaus am 18. März 1847, wenige Monate vor seinem Tod. Gewiss, mit Berlin hat Mendelssohn immer wieder geliebäugelt, Glück aber hat ihm die preußische Metropole keines beschert. In Leipzig ist das anders. Die Kunst-, Buchhandels- und Messestadt gleicht Mitte des 19. Jahrhunderts einem bürgerschaftlichen Kreativzentrum. Am 4. Oktober 1835 dirigiert Mendelssohn sein erstes Leipziger Konzert. Robert Schumann ist Zeuge des Ereignisses und schreibt: „Es flogen ihm hundert Herzen zu im ersten Augenblick.“ Auf dem Programm, neben Beethovens vierter Symphonie und einem Violinkonzert von Spohr: Mendelssohns Ouvertüre „Meeresstille und glückliche Fahrt“. Die Musik einer glücklichen Ankunft. Herzlich willkommen zu Folge 12 unserer Sendereihe.

DG 480 1792  
LC 00173  
Track 309

**Felix Mendelssohn Bartholdy**  
Konzertouvertüre op. 27 D-Dur:  
„Meeresstille und glückliche Fahrt“  
London Symphony Orchestra  
Leitung: Claudio Abbado

13'05

Die Leipziger Aufführung der Ouvertüre inspiriert Robert Schumann in der Neuen Zeitschrift für Musik zu einem wahren „Schwärmerbrief“: Zunächst habe er Venedig von der Seeseite aus in der Dämmerung liegen sehen, sodann die verführerische Tochter des Meeresherrn Nereus; eine Musik, so Schumann, „als sprächen die Wellen miteinander im Traum“. Clara Wieck, mit der Mendelssohn ebenfalls rasch Umgang findet, urteilt praktischer und auch weit-sichtiger: Die Ouvertüre sei mit einer Präzision und Feinheit aufgeführt worden, „wie wir es hier bisher nicht gewohnt waren.“ Und das hat seine Gründe: Das erste, was Mendelssohn als Chef anordnet und durchsetzt, ist eine Reform, wenn nicht gar: eine Revolution des Kapellmeistertums. Das Leipziger Gewandhausorchester zählt zu dieser Zeit 39 Mitglieder: 16 Geigen, vier Bratschen, drei Celli, drei Kontrabässe, doppelte Holzbläserbesetzung mit Klarinetten, auch das Blech wird doppelt geführt, allerdings ohne Posaunen, und Pauken gibt es noch. Diesen Musikern erklärt Mendelssohn nun, dass er sämtliche Proben und Konzerte fortan allein und mit einem Taktstock dirigieren werde. Bislang sah die Aufführungspraxis eine Arbeitsteilung zwischen Mendelssohns Vorgänger Christian August Pohlenz und dem ersten Konzertmeister Heinrich August Matthäi vor. Zunächst regte sich Widerstand gegen die neue Regelung, natürlich; die erzielte musikalische Qualität aber zerstreut rasch alle Zweifel – und hier schließt sich denn auch der Kreis zu Clara Wieck. Mit Mendelssohn als Kapellmeister und den Folgen werde ich mich im Übrigen in einer Woche ausführlich beschäftigen.

Uraufgeführt 1832 in der Berliner Sing-Akademie gibt Mendelssohn seine „Meeresstille“ 1835 zusammen mit der „Hebriden“- und der „Sommernachtstraum“-Ouvertüre in den Druck. Werke, die für den Skrupulösen Gültigkeit besitzen. An solchen soll es ihm in seiner Leipziger

Kernzeit nicht mangeln: von den drei Streichquartetten op. 44 bis zum d-Moll Klavierkonzert, von der „Lobgesang“-Symphonie bis zum 42. Psalm „Wie der Hirsch schreit“. Eine Zeit höchster Produktivität und Erfüllung, dessen ist Felix sich von Anfang an bewusst: „Meine Stellung hier ist von der allergenehmsten Art. Willige Leute, ein gutes Orchester, - dabei gerade so viel zu thun, als mir lieb ist, Gelegenheit, meine neuen Sachen sogleich zu hören, - das ist wohl sehr wünschenswerth. Auch hübschen Umgang habe ich vollauf, und das wäre wohl Alles, was man zum Glücke brauchte, wenn das nicht tiefer säße.“ Sehr charakteristisch, wie Felix den Glücksbegriff hier sogleich relativiert. Das Persönliche allein zählt nicht, kann nicht, darf nicht zählen, so hat er es als guter Protestant gelernt. Und so begreift er offenbar auch sein Amt. „Es ist nämlich mein Wunsch, der guten Musik durch mein Wirken soviel zu nützen, als ich nach meinen Kräften vermag“, schreibt der Komponist am 5. Mai 1835 in einem Brief. Politisch korrekter hätte das kein Politiker formulieren können. Das tief und tiefer sitzende eigentliche Glück aber lässt sich auch anders interpretieren: Äußerlich mögen Felix' Lebensumstände stimmen - innerlich fühlt er sich, nachdem die erste Leipziger Euphorie verfliegen ist, erneut verlassen, allein. Keine Frau an seiner Seite und die Familie weit weg. 16 Stunden dauert die Reise mit der Kutsche von Leipzig nach Berlin. Da hilft nur, sich in der Fantasie zu bewegen, so elfenhaft wie möglich.

|              |                                    |      |
|--------------|------------------------------------|------|
| 99-21159     | <b>Felix Mendelssohn Bartholdy</b> | 5'53 |
| RCA GD 87755 | Scherzo a capriccio fis-Moll       |      |
| LC 00316     | Vladimir Horowitz, Klavier         |      |
| Track 014    |                                    |      |

Mendelssohns Schicksalsjahr 1835: Weggang aus Düsseldorf, Niederrheinisches Musikfest in Köln, Neubeginn in Leipzig. Und der Tod des Vaters. Anfang November schickt Felix sein „Scherzo a capriccio“ von Leipzig aus nach Paris, für ein neues Klavieralbum. Am 19. November stirbt Abraham Mendelssohn in Berlin - „so sanft, so schön war das Ende, dass wir den genauen Augenblick nicht wussten“, berichtet Sebastian Hensel in seiner Familienchronik. Aber man stelle sich die Umstände vor: Noch an Abrahams Todestag reist Wilhelm Hensel, Fannys Ehemann, nach Leipzig, um Felix die traurige Botschaft zu überbringen. Nachdem dieser für die anstehenden Konzerte eine Vertretung organisiert hat, kehren die beiden am 21. November nach Berlin zurück. 16 Stunden hin in der Kutsche, 16 Stunden zurück. Eine Tortur, und das unter diesen Umständen. Die letzte Begegnung zwischen Vater und Sohn hatte Mitte Oktober stattgefunden, gemeinsam mit Ignaz Moscheles machten Fanny und Felix für den nahezu vollständig erblindeten Abraham Musik: den langsamen Satz aus Haydns Streichquartett op. 76,5, Mozart vierhändig, seine Sonate in D-Dur KV 448 und allerlei Improvisatorisches. Dann zerstreuten sich die Besucher in alle Winde. Das Wiedersehen war für Weihnachten geplant, denn das - so Abrahams Worte beim Abschied - dürfe man wohl „menschlicherweise hoffen zu erleben“.

Der Tod des Vaters ist für Felix ein harter Schlag. Er verliert seinen „Lehrer in der Kunst und im Leben“. Der frisch gekürte Gewandhauskapellmeister versucht sich in die Arbeit zu stürzen, die Anforderungen vor Ort sind ja hoch und vielfältig genug, doch recht gelingen will ihm diese Sublimierung nicht. Er quält sich. Zu stark ist der Vater mit seinem ganzen musikalischen Sein identifiziert. Die zeitliche Koinzidenz freilich gibt einem zu denken: Kaum hat Mendelssohn erreicht, was dem Vater immer vorschwebte, ein öffentliches Amt, das ihm Unabhängigkeit sichert von allen irgend höfischen, nicht-bürgerlichen Zusammenhängen, kaum gelingt dies, bricht das Leitbild weg. Wie sollte man das verstehen? Als Aufforderung des Schicksals, endlich und ganz und gar selbst ins kalte Wasser zu springen? Als Indiz dafür, dass der eingeschlagene Weg eventuell doch nicht der richtige sein könnte? Als pure Laune?

Der Tod des Vaters, so vertraut Felix am 14. Dezember 1835 seinem Freund und Reisegefährten Karl Klingemann an, habe seine Jugend beendet „und alles, was dazu gehörte, mit ihr“. In Leipzig, so könnte man paraphrasieren, wird Felix Mendelssohn Bartholdy erwachsen. Das Werk, das diesen durchaus schmerzhaften Ablösungsprozess begleitet, ist der „Paulus“, sein erstes richtiges Oratorium, das zu Pfingsten 1836 beim 18. Niederrheinischen Musikfest in Düsseldorf triumphal uraufgeführt wird. Ein Requiem auch auf den Vater.

|               |  |      |
|---------------|--|------|
| 99-08963      | <b>Felix Mendelssohn Bartholdy</b>   | 4'09 |
| HMC 901584.85 | „Paulus“   |      |
| LC 07045      | „Nicht aber ihm allein“ (Schlusschor)  |      |
| Track 203     | La Chapelle Royale/Collegium Vocale Gent<br>Orchèstre des Champs Elysées<br>Leitung: Philippe Herreweghe |      |

Mendelssohns Leipziger Vertrag ist gut gemacht, der Musiker hat aus den Düsseldorfer Erfahrungen gelernt und bedingt sich sogar eine Probezeit aus. Eine Katze im Sack will er nicht noch einmal erleben, und was er nicht kann und nicht will, das hat er auch gelernt. Sechs Monate im Jahr darf Mendelssohn sich aus Leipzig entfernen. Das mutet spektakulär viel an, ist es aber insofern nicht, als die Saison nur von Ende September bis Ostern reicht. 20 Subskriptionskonzerte stehen in dieser Zeit auf dem Programm, außerdem verschiedentliche Benefiz- und Kammerkonzerte, Quartettabende, Kantatenabende, Orgelkonzerte. Ein vielfältiges, ein reiches Musikleben mit dem Gewandhauskapellmeister im Mittelpunkt. Wie fortschrittlich man in Leipzig denkt, zeigt sich unter anderem an der Tatsache, dass es offenbar kein größeres Problem darstellt, als Mendelssohn Anfang Juni 1836 Richtung Frankfurt am Main aufbricht, um im dortigen Cäcilienverein den schwer erkrankten Johann Nepomuk Schelble zu vertreten. Der Berliner Staatsoperndirektor Daniel Barenboim wird krank, und Riccardo Chailly, der aktuell amtierende Gewandhauskapellmeister, lässt alle Geschäfte ruhen und zwar für länger, um den Kollegen zu ersetzen - unvorstellbar! In Leipzig hingegen setzt man weniger auf Konkurrenz als auf Solidarität: Ein lebendiges, sich gegenseitig befruchtendes Musikwesen wird es nur geben, wenn dieses sich gewissermaßen als Prinzip, als Instrument bürgerlichen Selbstverständnisses auch über den eigenen Tellerrand hinaus durchsetzt. Von solcher Verantwortung getrieben reist Felix nach Frankfurt - und wird reich belohnt. Nicht nur dass er dort den alten Gioacchino Rossini kennen lernt, der ihm uncharmanterweise einen „populäreren Stil“ empfiehlt, auch und vor allem begegnet er Cécile Charlotte Sophie Jeanrenaud, der hoch gebildeten Tochter eines früh verstorbenen Pfarrers der französisch-reformierten Gemeinde. Felix vertraut sich als erstes seiner Schwester Rebecka an: „Ich bin so entsetzlich verliebt, wie noch niemals in meinem Leben und ich weiß nicht, was ich anfangen soll. Es ist gewiss, dass ich die ersten recht frohen Stunden dieses Jahres ihr verdanke und dass mir zuerst wieder ein wenig freier zu Muthe geworden ist, als bisher.“ Kurz und gut: Man verlobt sich, das Weihnachtsfest 1836 verbringt Felix in Frankfurt bei den Großeltern seiner Braut, und am 28. März 1837 findet ebenfalls in Frankfurt und nach französisch-reformiertem Ritus die Hochzeit statt. Das Unken des Vaters, der „mäkelige“ Felix werde so wenig einen Operntext wie eine Frau abbekommen, es hat sich zur Hälfte erledigt.

Die Inspiration des Ereignisses Cécile und seiner Liebe strahlt ganz unmittelbar auf die Musik dieser Jahre aus - plötzlich spielt das Leben also doch mitten hinein in die Kunst. Wie beispielsweise in einem Duetto ohne Worte, das Felix während einer Reise seiner Verlobten nach Heidelberg schreibt. „Die beiden Stimmen müssen immer sehr deutlich hervorgehoben werden“, heißt es in einer Nebenbemerkung zum Autograph. Ein musikalischer Dialog also, im 6/8-Takt und gewissermaßen vierstimmig. Sopran- und Tenorstimme, dahinplätschernde

Arpeggien und eine das Ganze stützende Bass-Linie. Cécile, Felix, der Main und Frankfurt? So konkret hat es der Komponist sicher nicht gemeint .

|   |  |      |
|---|--|------|
| Eurodisc LP<br>300409 - 406<br>LC 00202 | <b>Felix Mendelssohn Bartholdy</b><br>Duetto As-Dur op. 38,6<br>(Lieder ohne Worte)<br>Viktoria Postnikowa | 2'40 |
|---|--|------|

Eine bei aller idyllischen Anmutung doch eher bestätigende, sich erfüllende Musik als eine sehnsüchtig rufende oder gar sich verzehrende. Überhaupt scheint Cécile auf Felix in erster Linie eine mäßigende, befriedende Wirkung zu haben. Ihr Umgang, so berichtet noch Sebastian Hensel, sei „erquickend wie reine Himmelsluft oder das frische Quellwasser“. Und Eduard Devrient bemerkt, sie sei „eine jener süßen weiblichen Erscheinungen, deren bloße Nähe auf jeden Mann wohlthuend und beruhigend wirken musste“, auch insofern als sie mit einer ausgesprochen leisen Stimme wenig gesprochen haben soll. Robert Schumann hingegen erlebt Mendelssohn in Leipzig als von seiner Verlobten regelrecht „behext“, es muss da also, wenigstens in den Anfängen der Beziehung, mehr gewesen sein als bloße Behaglichkeit. Das Verhältnis von Lea Mendelssohn zu ihrer Schwiegertochter bleibt diffus, ob sie mit der Wahl des Sohnes und Céciles französischer Familie letztlich wirklich einverstanden war, kommt nicht heraus. Zur Hochzeit jedenfalls erscheint sie nicht, ebenso wenig wie ihre Kinder. Fanny und Rebecka sind beide schwanger, Paul kauft gerade eine Bank, und so ist Dorothea Schlegel die einzige Abgesandte von Felix' Seite aus.

Die Hochzeitsreise unternimmt das junge Paar nach Schwaben und an den Oberrhein. Eine kompositorisch ausgesprochen fruchtbare Zeit. Hier entsteht auch Felix drittes Streichquartett, das e-Moll Quartett op. 44,2. Die schwermütige Tonart mag zunächst erstaunen, unwillkürlich denkt man an das spätere Violinkonzert ebenfalls in e-Moll. Ebenso gibt der Einsatz des Themas im Kopfsatz zu denken, der wörtlich Mozarts späte g-Moll Sinfonie zitiert, und der Tatbestand, dass dieses erste Thema mit dem zweiten kaum kontrastiert. Warum so elegisch, fragt man sich, während sich rundum doch so viel Zukunft zeigt wie schon lange nicht mehr? Die Antwort mag erstaunen: Der Gewandhauskapellmeister Felix Mendelssohn Bartholdy ist hier um Ausgleich, um Vermittlung bemüht - und scheint dezidiert Kunst machen zu wollen. Nicht wie es ihm romantischerweise ums Herz ist, ja wie es ihn vor Sehnsucht regelrecht zerreißt, schreibt er auf, sondern vielmehr, was er denkt, dass die Musikwelt nun von ihm erwartet. Prompt werden seine drei Quartette op. 44 gerne als „reaktionär“ oder künstlich klassizistisch kritisiert. Ob sie das wirklich sind?

|  |   |      |
|--|---|------|
| 99-29458<br>Calliope 5302<br>LC 02930<br>Track 005 | <b>Felix Mendelssohn Bartholdy</b><br>Streichquartett e-Moll op. 44,2<br>1. Allegro assai appassionato<br>Talich Quartett | 6'55 |
|--|---|------|

Der Mendelssohn-Biograf Eric Werner geht in seiner Beurteilung dieser Musik sogar noch einen Schritt weiter als all diejenigen, die darin nur eine Bestätigung des üblichen Glätte- und Ausgewogenheits-Klischees sehen. Schuld an der offenkundigen künstlerischen Misere sei der Ehestand - und also Cécile. Ihre „Konventionalität“ hindere Felix an jeder weiteren Kühnheit, so Werner, und führe im Falle des Streichquartetts dazu, dass der Komponist den durchaus progressiven Pfad der Opera 12 und 13 schlagartig verlässt und „gefällig“ wird (vom Geniestreich des Oktetts ganz zu schweigen). Das hört sich einerseits reichlich misogyn an. Hat der Künstler keine Frau an seiner Seite, ist es schlecht; hat er eine, ist es noch schlechter,

weil prompt schlechte Kunst dabei herauskommt. Andererseits aber rührt Werner hier an einen wahren Kern des „Problems Mendelssohn“. Denn eine gewisse Risikolosigkeit, ein gewisses Sicherheitsdenken ist dem mittleren Mendelssohn nicht abzusprechen. Als wolle er den politisch unruhigen, instabilen Zeiten mit Kunst entgegen treten; als wolle er das Erreichte in eine Panzerglasvitrine sperren, bis draußen wieder bessere Tage anbrechen. Kurz: Der Künstler als Familienvater und wertkonservativer Würdenträger, wobei es natürlich ein Klischee ist, dass diesem zuhause am warmen Herd weniger einfällt als unter der sprichwörtlichen Brücke.

Mendelssohn will die musikalische Tradition bewahren helfen, dafür steht und spricht eine lange Reihe von ihm initiiert und durchgeführter Wiederentdeckungen und Ausgrabungen. Und er will, dass die musikalische Welt anerkennt, welche unschätzbaren Leistungen ihr die Klassiker von Mozart bis Beethoven hinterlassen haben. Von diesem Ehrgeiz zeugt auch und gerade seine Programmierung der Leipziger Gewandhauskonzerte. Im Mittelpunkt des Interesses – das hatte sich in Düsseldorf bereits angekündigt – steht das Repertoire, ein vielfach noch zu bildender Kanon unverzichtbarer Werke. Seine Säulen: die Orchesterwerke Johann Sebastian Bachs, Haydn und Mozart natürlich, außerdem Zeitgenössisches von Cherubini, Weber, Spohr und anderen. Hatte sich Leipzig vor Mendelssohn noch mit eher zufällig zusammen gewürfelten Spielplänen begnügt, folgt man jetzt einer Strategie, einem Konzept. Welchen Quantensprung dieses bedeutet, veranschaulicht allein die Tatsache, dass sich noch Beethoven-Zeitgenossen bei Musik von gestorbenen Komponisten höchst verwundert zeigten. Musik war etwas, das in der Gegenwart für die Gegenwart zu erklingen hatte. Indem Mendelssohn mit dieser Vorstellung bricht, gibt er der bürgerlichen Gesellschaft eine Vergangenheit, eine Geschichte und neue Identität. Für Beethoven setzt er sich in Leipzig von Anfang an ganz besonders ein. Dessen neunte Symphonie beispielsweise, die gemeinhin als unspielbar gilt bzw. galt, führt er bis 1841 insgesamt sechs Mal auf.

|                      |                               |       |
|----------------------|-------------------------------|-------|
| 99-27483             | <b>Ludwig van Beethoven</b>   | 18'40 |
| Sony Classical 92480 | Sinfonie Nr. 9 d-Moll op. 125 |       |
| LC 06868             | 4. Finale (Ode an die Freude) |       |
| Track 804            | Adele Addison, Sopran         |       |
|                      | Jane Hobson, Mezzosopran      |       |
|                      | Richard Lewis, Tenor          |       |
|                      | Donald Bell, Bariton          |       |
|                      | Cleveland Orchestra           |       |
|                      | Leitung: George Szell         |       |

Dass der Leipziger Kapellmeister, Musikfestorganisator und reisende Virtuose Felix Mendelssohn dem Komponisten, vorsichtig formuliert, nicht gut tut, ist oft festgestellt worden. Es scheint sich in der Tat nicht zu vertragen, einerseits repräsentative Ämter auszufüllen und andererseits die Gesellschaft, wie sie ist, durch die eigene Kunst in Frage zu stellen. Soziale Gesinnung und anarchistischer Geist hebeln sich gegenseitig aus. Allerdings muss man hier vorsichtig sein: Wer das einmal glaubt, hört die Musik nicht mehr mit offenen Ohren, dem begegnen überhaupt nur mehr Affirmation, oberflächlicher Glanz und kleinherzige Lösungen. Mendelssohn ist sich dieses seines Spagats nur zu bewusst. Wenn ich jetzt hämisch wäre, würde ich sagen: Auf dem Gipfel seines Ansehens und Ruhms erleidet er in sehr homöopathischen Dosen Fannys Schicksal. Das Gewandhaus und alles, was daran hängt, sei es auch noch so erfolgreich und schön und prestigeträchtig, hindert ihn schlichtweg am Arbeiten, am Komponieren. Das bedeutet, dass Mendelssohn oftmals nur in den Sommermonaten dazu kommt. Und so führt die Beschränkung durch äußere Zwänge möglicherweise auch zu

einer Selbstbeschränkung: Wem es im Formulieren kühner Weltentwürfe an Übung fehlt, der wird, zumal unter permanentem Zeitdruck, eher auf Bewährtes, auf bereits erprobte Modelle zurückgreifen.

Mendelssohns Sinfonie Nr. 2, der viel und leicht geschmähte „Lobgesang“ op. 52, ist für all das ein hinreißendes Beispiel. Bürgerschaftliches Engagement und musikalische Tradition, das Ringen um neue symphonische Wege und die Feier des Wortes Gottes – all das verschränkt sich hier. Anlass für die Komposition ist das in Leipzig im Juni 1840 stattfindende Gutenberg-Fest zu Ehren des Erfinders des Buchdrucks. Am 25. Juni dirigiert Mendelssohn in der Thomaskirche drei Werke: Carl Maria von Webers Jubelouvertüre, Händels Dettinger Te Deum und die Uraufführung seines gut einstündigen Lobgesangs. Dieser ist halb Symphonie, halb Kantate, einer dreisätzigen Sinfonia folgt eine groß angelegte Kantate auf Psalmentexte. Der Erstausgabe der Partitur stellt Mendelssohn ein Luther-Motto voran: „Sondern ich möchte' alle Künste, sonderlich die musica, gern sehen im Dienste deß, der sie gegeben und geschaffen hat.“

|                |  |       |
|----------------|--|-------|
| 99-29781       | <b>Felix Mendelssohn Bartholdy</b>       | 12'00 |
| Brillant 93777 | Symphonie Nr. 2 B-Dur op. 52 „Lobgesang“ |       |
| LC 09421       | Sinfonia 1. Allegro (Ausschnitt)         |       |
| Track 201      | New Philharmonia Orchestra               |       |
|                | Leitung: Wolfgang Sawallisch             |       |

Hier also bündelt sich, wenn man so will, der ganze Mendelssohn. Eine Sinfonie-Kantate mit Gottesdienstcharakter, eine Feier des alten Gutenbergs und seiner Bibel, die gleichwohl einen überzeitlichen Anspruch erhebt. Der 31-jährige Komponist will alles – und merkt nicht nur an den eher gemischten Reaktionen, dass er dieses wohl kaum erreicht hat. Dazu muss man natürlich sagen, dass auch Beethovens Neunte in ihrem hybriden Werkcharakter erst sehr spät überhaupt verstanden wurde, und sie ist hier ja ganz eindeutig der Bezugspunkt, der Fixstern eines auch ästhetischen *per aspera ad astra*, durch Dunkelheit zum Licht. Beim Lobgesang indes liegt die Problematik anders. Während Beethoven die Trennung zwischen den Sinfoniesätzen und dem Chorfinale kompositorisch fruchtbar macht, indem er genau das thematisiert, indem er das gleichsam verbrauchte Material also verwirft, um zu neuen Ufern aufbrechen zu können, beschwört Mendelssohn eine Einheit herauf, einen erreichten Status quo. Die Sprache der Psalmen im Kantatenteil dient ihm als regelrechte Erläuterung, ja Untermuerung der vorangegangenen abstrakten Musik. Als sei ihm diese in ihrer Botschaftlichkeit nicht deutlich genug. Ein punktierter Posaunenruf samt orchestralem Echo hält das Ganze als Motivklammer zusammen: Vom einleitenden Allegro, das Sie eben hörten, über den Beginn des Kantate „Alles, was Odem hat“ bis zu deren Schluss „Ihr Völker, bringet her dem Herrn“.

Die Reaktionen auf diesen Gattungsfindling, wie gesagt, sind eher kritisch. Der Musikschriftsteller Adolf Bernhard Marx tut die Symphonie als blasse und verunglückte Imitation von Beethovens Neunter ab; Schumann, nachdem er meinte, bei dieser Musik in „einen Himmel Raphaelscher Madonnenaugen“ geblickt zu haben, empfiehlt die Trennung der beiden Teile; und Richard Wagner schließlich spottet, ohne den Komponisten auch nur namentlich zu nennen: „Warum soll Der oder Jener nicht auch eine Symphonie mit Chören schreiben können? Warum soll nicht ‚Gott der Herr‘ zum Schluss aus vollem Kehle gelobt werden, nachdem er geholfen hat, drei vorangehende Instrumentalsätze so geschickt wie möglich zu Stande zu bringen?“

Und dennoch: Wie Mendelssohn hier auf dem Weg zu seinem symphonischen Gesamtkunstwerk die Dunkelheit beschwört und den Einbruch des Lichts, das hat nicht nur dramatische Kraft, sondern vermag in seiner Naivität, seinem unbedingten Bekenntniswillen durchaus zu rühren. Vielleicht auch, weil es von jenem tiefer sitzenden Glück spricht, nach dem der in Leipzig, mit Cécile Jeanrenaud und seiner eigenen Familie doch so glückliche Felix sich eigentlich sehnt. Ein Glück, das man sich nicht erkämpfen muss, sondern das fraglos mit anderen, mit allen zu teilen wäre.

|                 |  |      |
|-----------------|--|------|
| 99-29781        | <b>Felix Mendelssohn Bartholdy</b>                       | 8'30 |
| Brillant 93777  | Symphonie Nr. 2 B-Dur op. 52 „Lobgesang“                 |      |
| LC 09421        | Cantata 6 + 7: „Stricke des Todes“ / „Die Nacht ist ver- |      |
| Track 206 + 207 | gangen“  |      |
|                 | Waldemar Kmentt, Tenor                                   |      |
|                 | Helen Donath, Sopran                                     |      |
|                 | New Philharmonia Chorus                                  |      |
|                 | New Philharmonia Orchestra                               |      |
|                 | Leitung: Wolfgang Sawallisch                             |      |

In seinem dritten Leipziger Konzertwinter, also im Winter 1837/38, führt Mendelssohn mit den so genannten Historischen Konzerten eine weitere Neuerung ein. Drei Zyklen dieser Art ruft er ins Leben, 1838, 1841 und - nach seinem Berliner Intermezzo als Königlicher Generalmusikdirektor in Berlin - noch einmal im Todesjahr 1847. Die Konzerte rufen wahre Begeisterungstürme hervor, es müssen die Seitentüren des Gewandhaussaales geöffnet werden, damit auch die Zuhörer in den Foyers etwas hören. Die Idee ist, dem Publikum eine Art klingende Musikgeschichte vor Ohren zu führen, streng chronologisch, vom frühen 18. Jahrhundert bis in die Gegenwart. Die Idee ist auch, dass die Menschen begreifen, wie und warum sich die Musik so und nicht anders entwickelt hat. Und dass nichts geschichtslos ist. Wie so oft gewinnt Mendelssohn auch für dieses Projekt renommierte Virtuosen, was den Reiz natürlich noch erhöht: von Clara Schumann bis Henri Vieuxtemps, von dem geigenden Wunderkind Joseph Joachim bis zur Primadonna Jenny Lind. Dieser Gewandhauskapellmeister ist wahrlich ein Glück für die Stadt.

Schon um diese Zeit herum aber, schon 1837 beginnt Felix Mendelssohn über die Lasten seiner diversen Pflichten zu klagen. Was in Düsseldorf zum Bruch führte, soll in Leipzig allerdings dank der großen Erfolge länger Bestand haben. Felix schreibt an seinen Bruder Paul, und das liest sich wie ein vorgezogenes Résümée seines Leben als öffentliche Person: „Es bleibt gar so wenig übrig von den Aufführungen, Musikfesten, all dem Persönlichen; - die Leute klatschen und rufen wohl, aber das ist gleich wieder so spurlos verschwunden, und nimmt das Leben und die Kraft ebenso sehr in Anspruch als das Bessere, oder noch mehr. - Und das Böse dabei ist, dass man eben nicht halb hinaus kann, wenn man einmal drin ist, sondern entweder ganz mit muss oder gar nicht. Ich darf mich nicht einmal zurückziehen, sonst leidet die Sache, für die ich dastehe und doch möchte ich auch gerne sehen, dass sie nicht bloß meine Sache wäre, sondern die gute oder die allgemeine < ... > Und in dem Sinne sehne ich mich nach Geschäftslosigkeit, gerade um mehr das thun zu können, was mein eigentlicher Beruf ist, zu schreiben, und das Aufführen andern zu überlassen.“

Bleibendes möchte Mendelssohn hinterlassen, Werke, eine Spur in der Musikgeschichte. Und das gelingt ihm ja auch. Seine Tragik allerdings besteht darin, dass er das andere mindestens so gut kann, die Praxis, die Erfindung eines funktionierenden bürgerlichen Musiklebens.

---

Und das war's schon wieder für heute. Nächsten Sonntag verfolgen wir Mendelssohns Wirken als Kapellmeister über Leipzig hinaus weiter und singen ein Lob des Taktstocks. Haben Sie einen geruhsamen Sonntagnachmittag.

|                |   |      |
|----------------|---|------|
| 99-20675       | <b>Felix Mendelssohn Bartholdy</b>        | 6'45 |
| Testament 1288 | Klavierkonzert Nr. 2 d-Moll op. 40 (1837) |      |
| LC 03573       | 3. Finale. Presto scherzando              |      |
| Track 013      | John Ogdon, Klavier                       |      |
|                | London Symphony Orchestra                 |      |
|                | Leitung: Aldo Ceccato                     |      |